

Erschreckte Aufmerksamkeit

Über die Tollpatschigkeit der westlichen Kultur

Glücklich sein heißt ohne Schrecken seiner selbst innerwerden zu können. Walter Benjamin

Spekulationen über den Ursprung der Kultur sagen wohl weit mehr über die Zeiten, in denen sie entwickelt werden, als über den auf immer unzugänglichen Anfang der Kultur selbst. Dennoch weckt, zumal in Krisenzeiten, kaum etwas die menschliche Neugier stärker. In der westlichen Kultur drehten sich diese Spekulationen von Beginn an um die Frage, ob alles mit einer Verfehlung angefangen habe. Schon in den westlichen Ursprungsmythen hieß es, dass der Mensch im Verlangen nach Selbstbestimmung die Einbindung in eine umfassende Ordnung verlassen habe und dafür mit den Nöten der Existenz bestraft worden sei. Als endlich die Aufklärung diese Sorge nahm, war das Erleichterung und Befreiung zugleich. Selbstbewusst wurde das Menschenrecht behauptet, sich aus Abhängigkeiten zu lösen und nach Autonomie und individuellem Glück zu streben. Stetiger Fortschritt sollte den Weg dahin ebnen. Spätestens seit die globale Zivilisation sich jedoch selbst gefährlich zu werden scheint, kehrt die alte Sorge wieder, die westliche Kultur könnte auf einer Verfehlung beruhen. Viele Versuche die aktuellen Großkrisen zu verstehen, reichen daher auch wieder bis in die Frühgeschichte zurück. Allerdings wird die ursprüngliche Verfehlung nicht mehr als strafwürdige Übertretung göttlicher Verbote verstanden, sondern eher als anhaltend tollpatschiges Unvermögen: Offensichtlich gelingt es nicht, Selbstbestimmung und Verbundenheit ausgewogen zu balancieren. Wie ein roter Faden zieht sich dieses Unvermögen durch die Geschichte. Es zeigt sich in individuellen Biographien genauso wie im scheinbar endlosen Bestreben, durch Gewalt und Macht Selbsterhaltung auf Kosten von Verbundenheit durchzusetzen.

Die meisten Krisenerklärungen sehen in der Entwicklung des Geldes vom Tauschmittel zum sich selbst vermehrenden Finanzkapital den deutlichsten Ausdruck dieses Unvermögens – so zuletzt die Kulturwissenschaftler David Graeber, Tomáš Sedláček oder Joseph Vogl. Doch seinen

Anfang hat dieses Unvermögen wohl weit vor der Entstehung des Geldes genommen. Das legen auch Überlegungen des Leipziger Philosophen Christoph Türcke nahe, der „Altsteinzeit und Hochtechnologie“ aufeinander bezieht und darüber spekuliert, wie Kultur aus der um Selbsterhaltung ringenden animalischen Wachsamkeit des Homo sapiens entstanden sein könnte. Dessen permanentes Erschrecken vor äußeren Bedrohungen sei durch „traumatische Wiederholungszwänge“, Gewöhnung und Übung sowie durch die Entwicklung von Erinnerung und Sprache gemildert worden. Ein „Schonraum“ sei entstanden, in dem Rituale äußere Schrecken bannen und das Wohlwollen jener Mächte sichern sollten, von denen der Mensch sich abhängig wähnte. Dabei, könnte man weiter spekulieren, wurde jedoch ein Schrecken ganz anderer Art geweckt - das Erschrecken des Menschen vor sich selbst. Die frühen magischen Praktiken sollten wohl auch dieses – wenn man so will existentielle - Erschrecken mildern. Die sich von archaischen Ritualen emanzipierenden Kulturtechniken, gipfelnd in der Entwicklung der Schrift, rationaler Erkenntnismethode und der Entstehung des Geldes, ermöglichten es dem Menschen sowohl sein existenzielles Erschrecken nachhaltig zu beruhigen als auch sich langsam aus den Abhängigkeiten der Natur zu befreien. Sie ließen das nüchterne, seiner selbst bewusste und auf Autonomie bedachte Individuum entstehen, das den Schonraum der Kultur mit den Methoden rationalen Denkens gegen äußere Bedrohungen sicherte und sich auch gegen seine eigenen irrationalen Anteile abzudichten versuchte. Von der erschreckten Aufmerksamkeit blieb nur mehr das schlechte Gewissen, sich aus einer umfassenden Ordnung entfernt zu haben und die Sorge, dafür bestraft zu werden - bis auch diese Ängste in der Moderne verblassten.

Wenn jetzt die Sorge über die aktuellen Großkrisen wächst, scheint auch die erschreckte Aufmerksamkeit der Frühzeit wiederzukehren. Ihr Erschrecken betrifft allerdings nicht mehr äußere Bedrohungen, göttliche Strafen oder die menschliche Existenz an sich, sondern vielmehr jene Selbstgefährdungen der globalen Zivilisation, die ausgerechnet im Bemü-

hen äußeren Bedrohungen zu entkommen, entstanden sind. Diese Rückbezüglichkeit lässt die ursprüngliche Verfehlung deutlich hervortreten: Von Beginn an war die westliche Kultur von dem Willen geprägt, zum Zwecke der Selbsterhaltung aus der Verbundenheit der Welt auszusteigen. Es wird immer deutlicher, dass dieses Ziel, trotz aller Fortschrittserfolge, verfehlt wurde: Wir halten uns immer noch dort auf, von wo aus wir meinten, in die Zivilisation aufgebrochen zu sein.

Welche Ironie liegt in dieser Einsicht! Der Fortschritt führt, wohin er nicht will, nämlich zu seinem Ursprung zurück. Dort wartet die Erkenntnis, dass der Mensch sich, trotz aller Zugewinne an Autonomie, der Verbundenheit nicht entziehen kann. Weder hat es je Sinn gemacht, die ursprünglichen Abhängigkeiten als Falle zu begreifen, aus der der Mensch meinte, „die Flucht *in* die Zivilisation“ (Rüdiger Safranski) antreten zu müssen, noch macht es jetzt Sinn zu meinen, vor den selbstgeschaffenen Abhängigkeiten die Flucht *aus* der Zivilisation ergreifen zu müssen. Es geht vielmehr immer noch darum, eine Aufmerksamkeit für den menschlichen Aufenthaltsort zu entwickeln, ohne vor dem Netz von Abhängigkeiten, das diesen Ort kennzeichnet, zu erschrecken.

Seit Heraklit hat die westliche Philosophie von dieser Aufmerksamkeit recht dunkel als einem Vermögen gesprochen, durch das sich Autonomie und Verbundenheit überhaupt erst wechselseitig hervorbringen. Diese Idee mag lange Jahrhunderte Rätselvolles für kauzige Grübler gewesen sein, später schaffte sie es in Gestalt der These von der „gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann) immerhin zu theoretischer Anerkennung. Mittlerweile wird auch in der alltäglichen Lebenspraxis immer deutlicher - wenn wir unsere Rechner und Maschinen starten, uns ins rat race von Produktion und Konsum begeben, durch Kommunikation unsere Organisationen am Leben erhalten und uns mit Hilfe der Medien über die Welt informieren – dass genau dies geschieht: dass jeden Morgen die globale Zivilisation mitsamt ihren Bedrohungen gemeinsam geschaffen und derart auch die menschliche Autonomie mit

ihren Gefährdungen gemeinsam hervorgebracht wird. Von Balance ist das allerdings weit entfernt. Eher sind wir in eine uns zunehmend bedrohlich erscheinende Zivilisation eingelassen, wie unsere Vorfahren in den Dschungel des Naturzustandes. Grund genug für die erschreckte Aufmerksamkeit wiederzukehren. Allerdings gibt es Wichtigeres als den Streit darüber, ob die erschreckte Aufmerksamkeit eine archaische Erregung ist, nämlich die Tatsache, dass die Balance von Selbstbestimmung und Verbundenheit immer noch nicht gelingt.

ADHS

Nirgends zeigt sich das deutlicher als in der typischen psychischen „Störung“ unserer Zeit - dem Aufmerksamkeitsdefizit. Auch das entbehrt nicht der Ironie: Denn obwohl dieses Syndrom das Defizit an Aufmerksamkeit in seinem Namen führt, wird den unter ihm Leidenden, aus Unkenntnis heraus, was denn eigentlich fehlt, meist ein Mangel an konzentrierter Rationalität attestiert. Doch was fehlt ist nicht ein Mehr an Rationalität, sondern etwas, über das diese gar nicht verfügt. Warum auch sollte das Notprogramm hyperaktiver Wachsamkeit reaktiviert werden, wenn die bisher so erfolgreiche Rationalität ausreichen würde? Sie mag hilfreich gewesen sein, sich aus den Abhängigkeiten der Natur zu befreien, das existentielle Erschrecken zu beruhigen und geeignet gewesen, ein autonomes Selbstbewusstsein zu entwickeln. Sie erweist sich jedoch offensichtlich als ungenügend, mit den selbstgeschaffenen, sich beschleunigenden und gefährlich wechselwirkenden Innervationen im Gewebe der globalen Zivilisation umzugehen. Wenn diese bedrohlich und überfordernd wirken, im individuellen Alltag genauso wie in globalen Zusammenhängen, was liegt dann - in Ermangelung eines diese Komplexität balancierenden Vermögens - näher, als das noch *vor* der Rationalität liegende Notprogramm der animalischen Wachsamkeit wieder zu reaktivieren? Es passt wenigstens in seiner Reaktionsschnelligkeit zu den sich überstürzenden Ereignisstürmen des modernen Lebens - sei es in individuellen Biogra-

phien, sei es in den Großarenen gesellschaftlicher Institutionen. Doch die Aktivierung dieses Notprogramms weckt gleichzeitig ein „Bewusstsein, von dem was fehlt“ (Jürgen Habermas). Dies ist aber eben nicht ein Mehr an konzentrierter Rationalität, sondern das, was die erschreckte Aufmerksamkeit bisher so beharrlich verfehlt hat. Auf den ersten Blick stellt es sich relativ trivial als Vermögen dar, in unübersichtlichen Komplexitäten aufmerksam agieren zu können, statt ihnen mit dem Notprogramm der Wachsamkeit begegnen zu müssen. Auf den zweiten Blick ist dieses Vermögen allerdings ganz und gar nicht trivial. Denn es ist nur in einem Netz wechselseitiger Verbundenheit und nicht unabhängig von ihm zu haben; einem Netz, das weder von außen zu kontrollieren ist, noch durch eine „unsichtbare Hand“ gesteuert wird und aus dem dieses Vermögen herauszulösen ebenfalls unmöglich ist, ohne es selbst und das Netz gleichermaßen zu beschädigen. Die Rationalität, so scheint es, ist dieses Vermögen, beschädigt allerdings bei dem tollpatschigen Versuch, es aus der Verbundenheit zu isolieren. Daher macht die Rede vom „Aufmerksamkeitsdefizit“ auch durchaus Sinn: es mangelt an einer Aufmerksamkeit, die vor diesem nicht-trivialen Vermögen weder erschrickt, noch den Versuch unternimmt, es aus dem Netz der Verbundenheit zu lösen und damit zu verfehlen.

Vom Geist der Gabe zum Gespenst des Kapitals

Was die frühen Menschen (und einige indigene Kulturen noch heute) als „Geist der Gabe“ bezeichneten, kommt diesem Vermögen wohl recht nahe. Es erschließt sich auch in unserer westlichen Alltagskultur noch heute angesichts jener unscheinbaren Worte, mit denen üblicherweise Gastgeschenke überreicht werden: „...*nur eine kleine Aufmerksamkeit...*“. Was dem modernen Menschen kaum mehr bewusst ist, mag in indigen-oralen Kulturen noch präsent und auch den frühen Menschen fühlbarer gewesen sein: dass mit jeder Gabe an Andere – seien das Menschen oder Nichtmenschen – die eigene Aufmerksamkeit gegeben wird und der Mensch damit, wann immer er sich aufmerksam auf einen anderen bezieht, letzt-

lich *sich selbst* gibt. Was nichts anderes heißt, als dass in der Gabe der Aufmerksamkeit überhaupt erst die Möglichkeit des Menschen siedelt, sich seiner gewahr zu werden. Nur wenn Aufmerksamkeit wechselseitig gewährt wird, entsteht im Wohlwollen gegenseitiger Anerkennung - und nur dann - der „Geist der Gabe“: das keinem alleine zuzurechnende, sondern nur gemeinsam zu habende und eben deshalb so fragile Vermögen, durch das sich Autonomie und Verbundenheit gegenseitig hervorbringen. Der französische Anthropologe Philippe Descola spricht in diesem Zusammenhang von der „Gemeinschaft der Existierenden“ und der Ethnologe Marcel Hénaff von einem „Raum der Begegnung“, „wo man einfach gemeinsam die Ehre zu existieren empfindet“.

Dieser vollkommen kontingente „Raum der Begegnung“, in dem Selbstgewissheit und Autonomie von wechselseitiger Aufmerksamkeit und gegenseitiger Mitteilung abhängen, musste wohl erschrecken. Mit jeder Gabe - sei das ein Ding, eine Handlung oder eben nur eine Geste, ein Blick - gab der Mensch sich ganz bzw. erkannte den gebenden Anderen ganz. In diesem Prozess wechselseitiger Mitteilung entstand und erhielt sich überhaupt erst die Vielfalt der Welt für den Menschen. Das Erschrecken darüber auszuhalten, war scheinbar zu viel verlangt. Denn es bedeutete, dem Geist der Gabe als einem Vermögen zu vertrauen, über das alleine zu verfügen offenkundig unmöglich ist. Jederzeit drohte die gegenseitig gewährte Aufmerksamkeit in sprungbereite Wachsamkeit zurückzufallen, aus dem wohlbegründeten Misstrauen, der Raum der Begegnung könnte zum Kampfplatz um Selbstbehauptung werden.

Welche Beruhigung schaffte in diesem Dilemma die Isolierung der Rationalität aus dem gemeinsamen Vermögen der Verbundenheit. Die Einheit von Gabe und Gebendem löste sich auf. Die „Gemeinschaft der Existierenden“ trennte sich in die Kultur der Menschen einerseits und den Ressourcenpool der nichtmenschlichen Natur andererseits. Den Nichtmenschen gegenüber war man zu keiner Gabe mehr verpflichtet. Unbesorgt um deren Anerkennung konnte aufs Nehmen umgestellt und die menschli-

che Autonomie dadurch sogar vergrößert werden. Die Welt wurde Umwelt, deren Mechanismen durch Naturerkenntnis begriffen, der Werte entnommen werden konnten und in der verschwinden sollte, was im Innenraum der Kultur keine Verwendung hat.

Und welche Beruhigung ermöglichten erst die Schrift und das Geld. Mit ihrer Hilfe wurden aus dem gesellschaftlichen „Raum der Begegnung“ der Raum des Wissens einerseits und der Markt der Ökonomie andererseits. Wechselseitige Aufmerksamkeitsgaben zwischen Menschen konnten durch den distanzschaffenden Austausch von Geld, Waren und Wissen ersetzt werden. Es wurde möglich, sich auch ohne das Wohlwollen gegenseitiger Anerkennung zu begegnen und sogar mit Abwesenden und Fremden rational zu handeln. Das überfordernde Vermögen, Autonomie und Verbundenheit zwischen Menschen zu balancieren und sich in jeder Begegnung ganz zu geben, rückte in den Hintergrund. Vor allem aber beruhigte das Geld, weil man sich aus wechselseitigen Abhängigkeiten mit seiner Hilfe sogar - im wahrsten Sinne des Wortes - „freikaufen“ konnte.

Das Programm der westlichen Kultur könnte man als Versuch beschreiben, individuelle Autonomie auch ohne Verbundenheit und das Wohlwollen gegenseitiger Aufmerksamkeit zu schaffen und zu erhalten. Allein durch den Geldverkehr oder das Streben nach Wissen wäre das jedoch nicht zu gewährleisten gewesen. Das Geld domestizierte nur den Kampfplatz der Selbstbehauptung. Das Wissen über ihre Mechanismen hielt nur die Natur auf Distanz. Die vollständige Zivilisierung des kontingenten „Raums der Begegnung“ erfolgte erst durch die Idee der Menschenwürde. Sie ermöglichte Anerkennung auch ohne Aufmerksamkeit. Sie befreite ohne schlechtes Gewissen von der überfordernden Notwendigkeit, jedem jederzeit seine volle Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Indem der Mensch sich einen „inneren Wert, d.i. Würde“ (Kant) zusprach, löste er sich aus allen Beziehungen und machte seine Verwandlung in ein autonomes, von allen Abhängigkeiten sich mit Recht befreiendes Wesen zum Programm des Fortschritts. Wert, Wissen und Würde wurden zu des-

sen Leitsternen. Sie wiesen ihm die Richtung in eine immer noch bessere und selbstbestimmtere Zukunft. Legitimiert wurde der Fortschritt durch die Überzeugung, dass das eigennütziges Streben Aller letztlich, von einer „unsichtbaren Hand“ gesteuert, zum allgemeinen Wohlstand führen würde. Aus Anwesenden im „Raum der Begegnung“ wurden Abwesende auf dem Markt der Ökonomie und im Raum des Wissens. Diesen „ungesellig Geselligen“ (Kant) rutschte ihre Verbundenheit des Aufeinanderangewiesenseins in den blinden Fleck der Aufmerksamkeit - die Verwandlung des Geistes der Gabe in das „Gespenst des Kapitals“ (Joseph Vogl) konnte ihren Lauf nehmen.

Zwar blieb der „Raum der Begegnung“ lange der Sehnsuchtsort der westlichen Kultur - als verlorenes, eben verfehltes Paradies, als Ideal frühchristlicher Gemeinschaft, als romantisches Idyll oder als Utopie einer klassenlosen Gesellschaft. Letztlich ist er aber abgewählt worden - zugunsten des individuellen Strebens nach Glück, Selbstbestimmung und materiellem Wohlstand einerseits und objektiver Wahrheit und Erkenntnis andererseits. Doch weder Krokodilstränen über eine vermeintliche Entfremdung noch die Bedrohungen durch die Großkrisen der Wachstumsökonomie oder durch die Nebenwirkungen der wissenschaftlich-technische Erfolge lassen das Verlangen nach utopischen Sehnsuchtsorten und dem „Raum der Begegnung“ wieder erwachen. Dazu haben zu viele Versuche sie zu verwirklichen, totalitäre und wohlstandsfreie Schrecken gebracht. Außerdem: wer will schon auf Wohlstands- und Autonomiegewinne angesichts bloß abstrakter Selbstgefährdungen oder angeblich verlorener Idyllen verzichten? Auch die ungesellige Anonymität bietet - trotz partieller Überforderung - zu viele liebgewonnene Freiheitsgrade, als dass sie jemand missen möchte. Dennoch, der Fortschritt hat ebenfalls seinen Reiz und seine Schubkraft verloren. Ironischer Weise aber nicht nur aufgrund seiner Risiken und Gefahren, sondern auch weil viele seiner Versprechen in Erfüllung gegangen sind. In die erschreckte Aufmerksamkeit

mischen sich daher eine illusionsmüde Sättigung und das sonderbare Gefühl, sich womöglich wissenschaftlich exakt geirrt zu haben.

Vom Verlust des Gemeinsinns

In seiner beeindruckend gelehrten Abhandlung „Der innere Sinn“ beschreibt der kanadische Geisteswissenschaftler Daniel Heller-Roazen wie über die Aufmerksamkeit und ihre Verwandlungen seit der Antike nachgedacht wurde. War man anfangs noch überzeugt, dass sie – als „innerer Sinn“ - allen Lebewesen zu eigen ist, setzte sich allmählich die Auffassung durch, sie sei in Gestalt des individuellen Bewusstseins ausschließlich dem Menschen vorbehalten. Der Preis, den wir für dieses exklusive Selbstkonzept bezahlen, besteht für Heller-Roazen im Verlust des „inneren Sinns“ als „Gemeinsinn“. Doch was heißt Verlust? Wenn der Gemeinsinn das Vermögen ist, vor dem die menschliche Aufmerksamkeit derart erschrak, dass, beginnend mit den frühen Kulturtechniken, fortgeführt in der Antike und zum Abschluss gebracht in der Neuzeit, der Versuch unternommen wurde, dieses Vermögen aus der Verbundenheit zu isolieren, zum exklusiven rationalen Bewusstsein umzubauen und in Gestalt des Geldes auch ökonomisch zu nutzen, war das kein Verlust, sondern ein Akt der Befreiung. Was in diesem Umbau allerdings verfehlt wurde und was sich jetzt in der gesättigt sorgenvollen Illusionsmüdigkeit wieder bemerkbar macht, ist, dass Autonomie eben nur im Aufeinanderangewiesensein entstehen und sich erhalten kann.

Ob sich aus dieser sorgenvollen Illusionsmüdigkeit allerdings der verfehlt Gemeinnsinn und die Praxis eines gemeinsamen Denkens und Handelns entwickeln können, sei dahingestellt. Die Maxime einer solchen Praxis müsste jedenfalls sein, der umfassenden Verbundenheit keine Werte zu entziehen, sondern sie ihr ausschließlich hinzuzufügen. Ökonomisch betrachtet würde in solcher Praxis ein zweifacher Mehrwert produziert: Mit jedem Produkt, jeder Dienstleistung, jeder Handlung – als Gabe verstanden - würde der Verbundenheit ein konkreter, womöglich neuer Wert hin-

zugefügt und darüber hinaus würde mit jeder dieser Gaben im Netz das wechselseitige Vertrauen in die Existenz dieses Netzes und damit in das Wohlwollen gegenseitiger Aufmerksamkeit vermehrt. Das Geld wäre – wie Georg Simmel schon sagte – „Ausdruck und Mittel des Aufeinanderangewiesenseins der Menschen“, Maßeinheit eines konkreten Werts einerseits und Symbol des Gemeinsinns – des Geistes der Gabe – andererseits.

Schon in Bezug auf die menschliche Gesellschaft fällt es schwer, sich eine solche auf dem Gemeinsinn beruhende Praxis vorzustellen, dabei aber auch noch von der Trennung zwischen Kultur und Natur abzusehen, scheint völlig abwegig. Derartige Überlegungen sind für das rational denkende Individuum der westlichen Kultur eine Zumutung. Es mag ja noch angehen, dass sie einen radikalen Systemwechsel der Finanz- und Wachstumsökonomie nahelegen. Den zu fordern, kann angesichts vielfältiger Pfadabhängigkeiten noch belächelt werden. Doch diese Überlegungen stellen auch das Selbstkonzept des rationalen Individuums radikal infrage. Weil es sich gleichzeitig von seinen eigenen Erfolgen bedroht fühlt, erzeugt das jedoch ein unangenehmes Dilemma, dem schwerlich noch lächelnd begegnet werden kann: Entweder dem Selbstkonzept treu bleiben und Wohlstand und Autonomie weiter mehren, trotz der lästigen Sorge, dass fortgesetztes Wachstum die erreichten Wohlstands- und Autonomiegewinne bedrohen könnte oder am Selbstkonzept zweifeln und auf Wachstumsgewinne zu verzichten, ohne die geringste Vorstellung eines Vorteils, der mit diesem zweifelnden Verzicht verbunden sein könnte – kein Wunder, dass die Aktivierung des Notprogramms der Wachsamkeit meist als probater Ausweg gewählt wird.

Gemeinsam denken

Mittlerweile mehren sich jedoch die Stimmen, die den Gemeinsinn der Aufmerksamkeit jenseits aller Sozial- oder Ökonomieantik für wesentlich im Umgang mit dem Dilemma und den Krisen der Moderne halten. Dabei schlagen sie sogar vor, das gemeinsame Vermögen – ohne Abstriche an

der Menschenwürde zu machen - auch auf Nichtmenschen auszuweiten. Man lese Philippe Descola Überlegungen „Jenseits von Natur und Kultur“, Bruno Latours Vorschläge für eine „politische Ökologie“ oder Michel Serres Anregungen für einen neuen „Naturvertrag“.

Doch ist der Vorschlag, die gesellschaftlichen Systeme und Institutionen vom Gemeinsinn der Aufmerksamkeit her zu verstehen oder gar umzubauen, angesichts eingefleischter egoistischer Routinen nicht auf peinliche Weise naiv? Auf jeden Fall ist er einfach gedacht. Für seine Umsetzung braucht es scheinbar „nur“ die Wiederbelebung eines verlorenen Vermögens. Wie vertrackt dieser Vorschlag ist, kommt erst in den Blick, wen man berücksichtigt, dass er in der Tradition des wichtigsten Projekts der westlichen Kultur steht, nämlich dem der Aufklärung. Denn in diesem Projekt ringt sie – trotz oder wegen ihrer Tollpatschigkeit - schon seit der Achsenzeit darum, den „Raum der Begegnung“ als partizipative Öffentlichkeit auch unter Abwesenden aufzuspannen und das gemeinsame Vermögen demokratischer und ökonomischer Partizipation und Teilhabe zu verwirklichen.

Partizipation beruht – wie der Berliner Philosoph Volker Gerhardt darlegt - auf der gemeinsamen Aufmerksamkeit für die Vielfalt von Perspektiven, die im Raum der Öffentlichkeit ins Spiel kommen. Dabei spielt die schon seit der Antike bekannte dialogische Gesprächsführung als „Kunst gemeinsam zu denken“ (William Isaacs) eine entscheidende Rolle. Wird diese Kunst gekonnt und aufmerksam praktiziert, führt sie zu einem vom Gemeinsinn und wechselseitiger Aufmerksamkeit geprägten und beide gleichzeitig verstärkenden Handeln. In Commons- oder Open Source-Initiativen, in Shared Space-Projekten der Stadtplanung, in Nachbarschaftshilfen und Shareconomy-Tauschbörsen wird das durchaus schon sichtbar. Auch Unternehmen bemerken zunehmend, dass das Aufmerksamkeitspotential ihrer Mitarbeiter wichtiger wird, um sich auf dem Kampfplatz des globalisierten Wettbewerbs zu behaupten. Allerdings ist es dafür nur bedingt tauglich. Denn was es ins Bewusstsein rückt, ist eher

dazu angetan, diesen Kampfplatz insgesamt in Frage zu stellen. Jenseits der wohl naiven Hoffnung, dass kleinräumige Commons-Initiativen oder die Entdeckung des Aufmerksamkeitspotentials in Unternehmen zu einer großflächigen Entschärfung globaler Selbstgefährdungen führen können, stellt sich allerdings eine andere interessante Frage.

Was wäre, wenn es die Selbstgefährdungen der Zivilisation gar nicht gäbe? Und weder Gemeinsinn noch solidarisches Handeln zur Gefahrenabwehr benötigt würden? Wäre der Gemeinsinn dennoch attraktiv?

Solange er als einzige, noch dazu an Autonomieverzicht gebundene Möglichkeit zur Gefahrenabwehr gesehen wird, hat er nur den Wert einer Notmaßnahme, auf die nach Bewältigung der Gefahr allzu gerne verzichtet wird. Erst wenn es seinerseits Verzicht bedeuten würde, das Vermögen des Gemeinsinns *nicht* zu realisieren, hätte er einen Wert, der über den einer lästigen Notfallmaßnahme hinausginge.

Vielleicht schwingt im Erschrecken über die Selbstgefährdungen der Zivilisation ja eine Ahnung davon mit, was ein solcher Verzicht bedeuten könnte. John Berger hat einmal davon geschrieben, dass die Intensität des Sehens weitaus größer sei, wenn man etwas zum letzten Mal sieht als wenn man es zum ersten Mal erblickt. So ähnlich mag es auch der erschreckten Aufmerksamkeit gehen. Ihr erstes, archaisches Erschrecken vor dem Vermögen des Gemeinsinns mag nur zu einem flüchtigen Blick auf den Gemeinsinn geführt haben, bevor es durch die Ausbildung distanzschaffender und autonomiefördernder Kulturtechniken gebannt wurde. Im wiederkehrenden Erschrecken, jetzt vor den Selbstgefährdungen der Zivilisation, kommt das Vermögen der gemeinsamen Aufmerksamkeit genauer in den Blick. Und es stellt sich heraus, dass der Gemeinsinn nicht so sehr die individuelle Selbstbehauptung bedroht und auch nicht nur lästiges Mittel zur Gefahrenabwehr ist, sondern vielmehr das Gefährdete selbst ist: der sich in Verbundenheit gewahr werdende Mensch.

Wenn Geist – wie Gerhardt sagt – das ist, „worin sich das Bewusstsein eines Menschen mit dem Bewusstsein aller anderen Menschen ur-

sprünglich verbunden weiß“, (um von den Nichtmenschen hier zu schweigen) stehen ausgerechnet in einer den Gemeinsinn gefährdenden Zivilisation die Chancen dafür, seinen Wert zu erkennen nicht schlecht. Doch gleichzeitig droht im langen Prozess seiner tollpatschigen Verwandlung zum Gespenst des Kapitals das gemeinsame Vermögen wechselseitiger Aufmerksamkeit endgültig zu verschwinden. Ob sich aus dieser Erkenntnis des letzten Blicks noch praktische Chancen für die Verwandlung des Gespenstes des Kapitals in den Geist der Gabe ergeben, kann man zu hoffen wagen. Denn eine „elektronisch verdichtete Weltöffentlichkeit“ (Gerhardt) bietet, trotz aller offenkundigen Risiken und Nebenwirkungen, vielleicht noch einmal ganz neue Möglichkeiten zu Anwesenden in einem Netz der Verbundenheit zu werden.

Befinden wir uns also mitten in einem neuerlichen, von uns selbst zu gestaltenden Experiment? Nämlich in dem Versuch, im Netz der globalen Zivilisation die Fähigkeit nachholend zu lernen, auf Distanz zur Verbundenheit zu gehen, ohne uns aus ihr zu lösen? Ob dieser zweite Versuch irgendwann einmal einfacher gewesen sein wird als der erste im Dschungel des Naturzustands? Es wäre sicherlich Wert, die Geschichte dieses Gelingens in der Zukunft erzählen zu können.